

ELLEN KOSITZA

Gender ohne Ende

oder

Was vom Manne übrigblieb

Edition Antaios  kaplaken 7

Über die Autorin

Ellen Kositzka, geboren 1973 in Offenbach/Main, Studium der Germanistik und Geschichte, Mutter von sechs Kindern, veröffentlicht regelmäßig in der Wochenzeitung *Junge Freiheit* und in den Zeitschriften *eigentümlich frei* und *Gegengift*. Sie ist Redakteurin der Zeitschrift *Sezession* und Trägerin des Gerhard-Löwenthal-Preises für Journalisten 2008.

ELLEN KOSITZA

Gender ohne Ende

oder

Was vom Manne übrigblieb



EDITION ANTAIOS
kaplaken 7

© 2008 Edition Antaios • Schnellroda
www.antaios.de

Buchgestaltung und Satz: Oktavo, Syrgenstein
Druck: DTP & Druck Matthias Kopp, Heidenheim
Bindung: m.appl GmbH, Monheim

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Kositzka, Ellen:
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb
72 Seiten, gebunden
Zweite Auflage
Schnellroda, Edition Antaios, 2009
ISBN: 978-3-935063-77-7

Inhalt

1. Alte Zöpfe?	7
2. Frauenversteher, Zahlväter, Familiertrottel - Was vom Manne übrigblieb.	17
3. Rabenmütter - Zur Renaissance eines totgeglaubten Begriffs.	43
4. Gender ohne Ende - Die Auflösung der Geschlechter.	55

1. Alte Zöpfe?

Zahlväter, Rabenmütter, Unisex-Moden, Transsexualismus, Quotenfrauen, Vaterlosigkeit und Mütterentbehrung, Scheidungsoffer, Trennungsgewinnler, Sexurlauberinnen, Hausmänner, Tagesväter und Wochenend-Mütter, Frauenkarrieren, Metrosexuelle, Homoehen, lesbische Mütter - eines ist gewiß: Die überkommenen Geschlechterrollen sind out.

Wir konstatieren: Der öffentlich geäußerte Verdruß über die alten Frauen- und Mannsbilder brodeln so vor sich hin, desgleichen die umgekehrte Klage: über die oftmals ebenso stressige Einebnung des jeweiligen geschlechtsbedingten Ausdrucksvermögens.

Mal ist Ruhe - wer will schon den dauernörgelnden Spielverderber geben, wo es denjenigen, die Mann und Frau nicht mehr unterscheiden wollen, doch angeblich um einen Zugewinn an persönlicher Freiheit geht? Denn was sonst, wenn nicht mustergültige Liberalität, könnte die Ausweitung und Entgrenzung der vorgestrigen Geschlechterrollen bedeuten?

Dann wieder kocht die Suppe hoch: Plötzlich gibt es da überdeutliche Unterschiede, etwa wenn es um Jugendkriminalität geht (nach wie vor ein Jungs-

problem), um Schulversagen (auch weitgehend Knabensache), um Eva Hermans Mütteroffensive oder die generelle Demographiefrage.

Drehen wir uns in Kreisen, die bloß konzentrisch auseinanderdriften, oder stehen wir am Rande eines anthropologischen Quantensprungs? Ist die Thematik eine ewigimmergleiche, ist alles gesagt? Oder sind Fragen offen, bleibt Unverdauliches, dem man mit bloßem Wiederkäuen nicht beikommt?

Einerseits: Das alles haben wir doch schon lange, in unseren Breiten etwa seit Nietzsches Zeiten: »Dies Mannes ist hier wenig darum vermännlichen sich ihre Weiber.« Zum feuilletonistischen Aufreger wurde das Phänomen des Mannweibs (in seiner eleganteren Form: des knabenhaften Fräuleins), als es Salonfähigkeit beanspruchen konnte - mit Bubikopf und in Marlene-Dietrich-Hosen.

Davor und dazwischen reüssierte zum einen die bürgerliche Frauenbewegung mit ihrem Eintreten für Mädchenbildung und Staatsbürgerinnenrechte und zum anderen, auf kulturellem Gebiet, die vielgestaltige Lebensreform und ihr intersexuelles Kameradschaftsideal. Und seit der zweiten Frauenbewegung um 1968 wird die Thematik in an- und abschwellenden Wogen immer wieder neu aufs

Tapet gebracht. Ob es um Schönheitsideale geht, Einparkstrategien, Väterkurse oder Mädchengewalt: Die Fragen drehen sich um die immergleichen Punkte. Was ist männlich, was weiblich? Wie können, sollen, dürfen Männer und Frauen sein?

Festzuhalten ist jedenfalls: Die Entwicklung des Frauenbildes ist eine progressive, die des Männerideals nicht. Das Bild des Mannes neigt im Gegenteil zum Rückzug, zur Regression. Vom Gesichtspunkt konservativer Anthropologie betrachtet, erscheint das auf den ersten Blick unpassend. Wird uns nicht das »Weib« an sich als Verkörperung des chthonischen, erdhaften Elements beschrieben, als »Bewahrerin«, Hüterin von Herdfeuer und Brut? Mithin als in sich ruhender Pol? Und der Mann als derjenige, der ausschreitet, jagt und in jeder Hinsicht das dynamische Moment vertritt?

Feministinnen (zumal die herrschende Sparte der Gleichheitsfeministinnen, deren differenz-affine Mitschwestern haben längst ausgedient) weisen das zurück: Diese Zuordnungen seien Sexismen. Hier, in solcherart kulturellen Rubrifizierungen, läge die Ursache letztlich frauenfeindlichen Denkens.

Feminist(inn)en ziehen der harten Kategorie des Sexus die ultraflexible Kategorie *gender* vor. Mit den

Worten ihrer Vordenkerin Simone de Beauvoir: Zur Frau wird man nicht geboren, zur Frau wird man gemacht. Vice versa gelte dies für den Mann. Geschlechtliche Charakter- und Verhaltenszuweisungen seien rein kultureller Art; jenseits der anatomischen Verschiedenheit (der »Kleine Unterschied«, mit dem die selbsternannte de Beauvoir-Nachfolgerin Alice Schwarzer hunderttausendfach erfolgreich haussierte) gebe es keine Unterschiede zwischen Mann und Frau.

Freilich kann man, als gesottener Anti-Feminist etwa, auf die biologistisch gescholtene Anthropologie zurückkommen und den Siegeszug der Frauenwelt mit einer anderen Erklärung begreiflich machen: Zum einen mit der behaupteten inhärenten Wankelmütigkeit und Beeinflußbarkeit der Frau, zum anderen mit der Rolle der Kommunikation und mit der Vorherrschaft in der kulturellen Sphäre, die die Frau seit je innehat. Kultur ist hier nicht gleichzusetzen mit dem engeren Begriff der Kunst (eine gemäß traditioneller Auffassung geistige, genuin männliche Dimension), sondern mit der Gestaltung des Alltagslebens. Dort nämlich findet »Kultur« ihre Deckung mit dem kommunikativen Aspekt: Wie die Frau (klar: die der Vorväter) das Heim und die Kinder

mit Sinn für Ornat und Oberflächenglanz verziert, so kleidet sie die Dinge in Worte. Parliert, schmückt aus, vermittelt. Ihr diplomatischer (und von daher einflußreicher) Ton umfaßt zahlreiche Stimmlagen, von einschmeichlerisch-sanft über hysterisch-kippend bis ultimativ-bestimmend.

Die Zeiten, wo solcher Gesang allenfalls Begleitmusik zu Taten war, sind vorbei. Im Medienzeitalter hat längst die Kommentarfunktion die Oberhand gewonnen: Nur wer mit jenen *soft skills* wie Kommunikationsfähigkeit, emotionalem Einfühlungs- und Lenkungsvermögen (vulgo: Fähigkeit zur Manipulation) glänzen kann, darf bestimmen.

Keine Frage, die politische und wirtschaftliche Macht liegt dennoch mehrheitlich in Männerhänden. Der kulturelle Unterbau jedoch, und damit die Definitions- und Regelungsmacht über die Privatsphäre, ist heute gewichtiger denn je. Hier multipliziert der moderne Feminismus sein Anliegen durch die weibliche kommunikative Doppelfunktion als Sender und Adressat von Botschaften: Die Vorkämpferinnen - nennen wir sie Schwarzer, von der Leyen oder Redakteurin XY - kommunizieren ihre Ideologismen, die subalternen, beeinflufbaren Mitschwestern rezipieren die Nachricht und verwandeln sie sich an.

Und wo blieben die Männer? Keine(r) hat sie geknebelt, ihnen die Hände gebunden. Ach wo! Selbst die Kulturressorts unserer Leitmedien werden ja weitgehend von Männern dirigiert. Ihre Zurückhaltung ist weitgehend eine freiwillige, sei es aus Höflichkeit, sei es aus Desinteresse an jenen »weichen Themen«. Geschlechterpolitik, zwar längst in universitären und staatspolitischen Rang erhoben, gilt nach wie vor und trotz allfälliger gegenteiliger Behauptungen als »Gedöns«. Natürlich, es gibt auch männliche Kämpfer an der Geschlechterfront. Zum einen zahllose männliche Kollaborateure des Feminismus (Esther Vilar hat das Phänomen ziemlich gültig vor dreieinhalb Jahrzehnten als *Der dressierte Mann* beschrieben), zum anderen einzelne Gegenstimmen, die jedoch im Geschwätz kläglich untergehen - wo sie nicht gnadenlos kaltgestellt werden. (Natürlich nicht wirklich, sondern wiederum mit den Mitteln der Kommunikation.)

Summa summarum: der Unisex-Diskurs ist älter als Schwarzers und von der Leyens Lebensjahre zusammengenommen. Und dies ist doch so recht eine Erfahrung aus der Perspektive des heimischen Herds: Wiederholt Aufgekochtes verliert, mit wenigen Ausnahmen, an Würze. Soll man noch mitrühren?

Andererseits: Eigener Herd ist Goldes wert! Heißt: Wenn wir das Argumentieren aufgeben, uns also der leidigen Diskussion entledigen, bleibt die Küche kalt. Und der Bauch leer. Von der sterilen Fertigkost unserer Gender-Denker wird keiner satt. Also: Das Feminismus-Thema ist längst nicht durch. Im Gegenteil. Es hat sich nur verlagert. Von quotengesättigten Gesetzesschriften des späteren 20. Jahrhunderts hin zur indoktrinierenden Einflüsterung, zur Symbolpolitik via Rollenvorbilder. Katharina Rutschky (*Emma und ihre Schwestern*, 1999) nannte dies den »Lauschangriff auf die Reproduktionssphäre«.

Vielleicht das alleroberflächlichste Zeichen des neofeministischen Geistes ist der Boom, den der Name Emma in den letzten Jahren erlebte. Er hat weder mit der neuen Aktualität alter Namen zu tun - die Charlottes, Helenes und Sophies studieren längst, und keine ihrer Kommilitoninnen heißt Emma - noch damit, daß man den Namen heute nicht mehr mit dem bewährten Kampfblatt der Frauenemanzipation assoziieren würde. Im Gegenteil! Emanzen, auch wenn das Wort an sich keine Popularität gewonnen hat (es schwingt ja mittlerweile auch mit in der allgemeinen Semantik von Frau und Frauenthemem), sind längst rehabilitiert. Die Inhalte der *Emma*

ohnehin. Das brauchte nirgends festgeschrieben zu werden (und wurde es doch; im Zuge von Quotengesetzgebungen und vielfältigen *gender-mainstreaming*-Bemühungen), es setzte sich als schleichender Vorgang durch.

Mit wenigen Ausnahmen darf dies als Regel gelten: Was Alice Schwarzer und ihre Untergebenen (Schwarzers Führungsstil ist bekanntlich streng hierarchisch) schreiben und fordern, wird ein paar Jahre später Gesetz oder wenigstens gesellschaftliche Norm. Das geht nicht ganz kampflos, vor allem bei bahnbrechenden Gesellschaftsveränderungen nicht - aber es geht. Wie viele Säue mit umhängtem Schild »Geschlechterkampf!« auch immer durchs debattierende Dorf getrieben wurden - jeder Durchmarsch der galoppierenden Herde wurde letztlich ausgesessen und toleriert. Mit den angerichteten Verwüstungen konnte man ja doch leben. Die fruchtbaren Felder wurden zwar Zug um Zug kleiner, die Einwohnerschaft gar dünnte aus (der von Schwarzer 1971 ausgerufene notorische Gebärstreik!) - doch gab es nicht qualitative Zugewinne? Wurden die Verbleibenden nicht smarter, geschmeidiger - ja, irgendwie gar freier? Haben wir nicht alle die alten Geschlechterrollen rückblickend als beengendes Korsett er-

kannt? Erscheinen uns die einst als katastrophisch empfundenen Schaukämpfe nicht heute sämtlich als altbackener Ringelpiez? erinnert man sich?

Was wurde vor hundert Jahren gewettert gegen die asexuellen Mann-Frau-Freundschaften der Wandervögel! Welch zornige Worte fielen gegen die erste Frau, die es wagte, als Abgeordnete behost den Bundestag zu betreten! Wie wurde gegen die Aufhebung des Schuldprinzips bei Ehescheidungen gewettert! Wie bei der Abtreibungsfrage! Bei der Frauenquote! Den Mädels in der Armee! Den Vätermoanaten! Der Zeitgeist kompromittiert den Zeitgenossen, selbst den kritischen, am Ende immer: Wer wollte heute ernsthaft (und mit der Aussicht auf Gehör!) gegen Koedukation streiten? Wer gegen den gesellschaftlichen Druck, der den Mann als Co-Hebamme in den Kreißsaal treibt? Gegen Frauenförderung bei Doktorandenstellen? Niemand, eben.

Die Macht des Faktischen wirkt bewußtseinsverändernd. Probleme werden nur dort als solche erkannt und benannt, wo das scheinbar Machbare mit dem Gegebenen (sei es der hormonelle, der traditionelle oder der psychische Faktor) frontal zusammenstößt und sich die eine Seite mit der anderen partout nicht.anfreunden kann.

Oder dort, wo die geschlechtliche Gleichheits-Ideologie unausgefüllte Leerstellen hinterläßt, zuvörderst beim Kind. Sei es das nie gezeugte, das nicht zur Welt gebrachte, das vernachlässigte, orientierungslose oder die Halbweise, das Trennungsoffer. Ganz sachte in Verteidigungsstellung gebracht wird der Feminismus auch da, wo allumfassende Identitätskrisen um sich greifen. Es ist ja längst augenfällig geworden, daß geteilte Arbeit nicht automatisch halbe Arbeit ist, sondern eher deren Verdoppelung.

Kind und Karriere für beide: So wachsen bei Mann und Frau die Neurosen, die mittlerweile an dritter Stelle für Krankschreibungsgründe am Arbeitsplatz liegen. Hier liegen die wunden Punkte der emanzipierten Gesellschaft. Daß sich dahinter mitunter nicht nur aufgeriebene Stellen verbergen, sondern klaffende Schnitte, wird deutlich, wenn eine(r) wagt, mit dem Sezieren zu beginnen. Die solchermaßen eröffneten Zonen erweisen sich als tabubewehrte: Daran rühre man, darüber spreche man tunlichst nicht! Der Fall der Eva Herman ist nur das bekannteste Beispiel. Darum: weiterbohren. Und am Ende, das sowieso, das eigene Süppchen kochen.

2. Frauenverstehet, Zahlväter, Familiertrottel - Was vom Manne übrigblieb

Als Katharina Rutschky vor einem Jahrzehnt den »Jammer-Feminismus« geißelte, war jene Ära des Frauenquotenwahns, des Frauenhäuserbooms und hysterischer Frauenauftritte beinahe schon vorbei. Rita Süßmuths steinernes Antlitz, Renate Schmidts mahnend-besorgte Stellungnahmen - das ist passe. Die neue Zeit ist gekennzeichnet durch Ursula von der Leyens dauerlächelndes Regime und Alice Schwarzers Inthronisation als gesellschaftlich einflußreichste Deutsche. Apropos Thron: Dieser hier ist kein herkömmlicher, der eine anstrengende, weil steif-aufrechte Sitzhaltung erzwingen würde. Schwarzer und ihre Kombattantinnen sitzen recht bequem (wann etwa gab es zuletzt ein wirklich kritisches Interview?), weil ihre Herrschersitze nach eigener Maßgabe gefertigt sind.

Und doch: Diese Regentschaft, die nahezu alles verwirklicht, was die Zweite Frauenbewegung auf die Agenda geschrieben hat, steht auf tönernen Füßen. Denn daß das latente Unbehagen am frohlok-

kenden Neofeminismus als schwärende Eiterwunde aufbrechen kann, zeigten die Reaktionen auf Eva Hermans Bücher. Zeugnis davon gaben sowohl die Stellungnahmen der zustimmenden, aber medienirrelevanten Mehrheit (die neuen Äußerungsmöglichkeiten des Internets!), als auch die breit veröffentlichten Gegenstimmen der Rundumempörten. Gemein war ihnen weithin die Frage, wo und wann denn mit einem adäquaten »Adam-Prinzip« zu rechnen sei? Wenn es stimmt, daß die Frauen sich vom emanzipatorischen Feminismus an der Nase haben führen lassen - wie steht es derweil mit dem Mann?

Es ist schon wahr, ausgewiesene Frauenthemen überwiegen nicht nur auf dem Büchermarkt, sondern weit und breit. In der Mehrzahl wird in all diesen Bücherzentnern und, in die Reihe gebracht, kilometerlangen Verlautbarungen zu Frauenlesbenmütter mädchenfragen das »bevorzugte Geschlecht« (Martin van Creveld) als das eigentlich und dauerhaft Benachteiligte behandelt. Der Mann, wer sonst, gilt als Rundumverursacher von Gewalt, nervlicher Zerrüttung, Alltagsorgen und sonstigem Unglück.

Das weitgehende Schweigen der Männer mag eine Stille nach dem Sturm bedeuten - Schelme denken hier an einen der berühmten Sepp-Herberger-Sinn-

Sprüche - und auch daher rühren, daß genitale Innenschau nicht Männersache ist. Doch ganz geräuschlos agiert Adam nicht.

Früh hatten wir, in Teilen bestechend aktuell, Otto Weiningers und Julius Evolas Sicht auf Eros und Sexus, Alexander Mitscherlich widmete sich nach dem Krieg dem Zustand der vaterlosen Gesellen, und Klaus Theweleit räumte mit seinen destruktiven »Männerphantasien« ganz gründlich unter den gestrigen Mannsbildern auf.

Die gewaltige Identifikationslücke wurde beizzeiten auf esoterischer Seite geschlossen. Zwischen Psycholiteratur und fundamentaler Gesellschaftskritik plazierte Robert Bly seinen Bestseller über den gefesselten Mann, der für ihn im Brüder-Grimm-Märchen vom »Eisenhans« seinen probaten Ausdruck fand. Ebenso klimperte sich die Popwelt durch das alte Lied: Man denke an Ina Deters Wutruf »Neue Männer braucht das Land« oder Herbert Grönemeyers »Männer«-Nabelschau. Ob noch jemand Stephan Sulkes halb-blödeligen Ausruf »Ach Uschi, mach kein' Quatsch« kennt?

Auch aktuell finden wir etliche *Anleitungen zum Männlichsein* (Stephan und Andreas Lebert, 2007) - einiges an Besinnlichem, viel Komik und jüngst zwei

Generalabrechnungen. Arne Hoffmanns empöertes *Männerbeben* (2007) und Michail A. Xenos' zynisches *Medusa schenkt man keine Rosen* (2007), beides vielhundertseitige Wälzer, sind traurige Bücher. Vielleicht hat eine gründliche Bestandsaufnahme übriggebliebener Männlichkeit genau so auszusehen: traurig, verzweifelt und agitatorisch. Nimmt man nur die beiden Bücher Hoffmanns (das erste, vielbeachtete Werk des Geschlechterforschers zu diesem Thema war *Sind Frauen die besseren Menschen?* von 2001), so hat man, sorgsam untergliedert, eine dichtgedruckte, über tausendseitige (und dabei freilich nicht annähernd vollständige!) Auflistung aller männerfeindlichen Phänomene allein der letzten paar Jahre. Hoffmann ist studierter Medienwissenschaftler; er geht redlich vor, hinterfragt, analysiert und läßt einseitige Sichtweisen nicht zu. Tausend Seiten Männerelend, Diskriminierung und Haß: Es ist zum Heulen. Zum Verrücktwerden.

Tränen und Hysterie, das sind nun gleichermaßen Affekte, die Männern schlecht zu Gesicht stehen. Im kultgewordenen, bisweilen als »Faschostreifen« gescholtenen Männerinitiationsfilm »*Fightclub*« (1999) bricht der Protagonist Tyler Durden aus den soften Gesprächsrunden sich selbst hinwegtherapierender

Männer aus. Er gründet mit anderen »Zweitgeborenen der Geschichte« einen schlagkräftigen, nichts-nutzigen Männerbund. In einer Zeit, wo der Mann jenseits konsumistischer Betätigungen »ohne Zweck und ohne Ziel« zu leben verdammt ist, gilt hier allein die Devise: »Bloß nicht ohne Narben sterben!«

Klar, das ist grobschlächtiger Hollywood-Nihilismus, und die Tyler Durdens unserer Straßen weisen dunklere Haare und eine bewußtseinsmäßig ungebrochene Mission auf. Doch scheint der Markt der innergeschlechtlichen Möglichkeiten im Groben für den Mann wenig mehr als jene drei Typen zu offerieren: den bewegten Tränenmann (auch als *Softie*, Frauenverstehrer oder »bester Freund« gehandelt), den halbwegs entzivilisierten Gewaltmenschen (Macho, Pascha, Straßengangster) und das Modeäffchen. Daneben wäre noch eine heterogene Schublade frei für sämtliche Abwandlungen, Misch- und Schwundformen der eben bezeichneten Kategorien. Vielleicht dürfen wir sie als »Halbautisten« etikettieren: Den klassischen Patriarchen und unemanzipierten Versorger, den altertümliche Hagestolz, den nervös an der Playstation daddelnden *Ego Shooter* oder den hochintelligent-klemmigen *Nerd*. Ihnen ist gemein, daß sie phänomenologisch

bedeutsam sein mögen, aber keine dynamischen Trends markieren.

Ein unsortierbarer Rest bleibt freilich übrig, diverse echt-individuelle Lebenskünstler und andere Kreative vielleicht, aus welchem Ton auch immer geformte *self-made men*. Sie fallen aber nicht ins Gewicht und sollten uns nicht von den drei Hauptvertretern dessen ablenken, was vom Manne übrigblieb.

Das Modeäffchen dürfte der heute am weitesten verbreitete Männertyp sein. Er wirkt auf niemanden bedrohlich, allein seine Harmlosigkeit als hervorstechendes Merkmal ist erschreckend. Unsere Modeäffchen stellen die geistig-seelische Verkörperung des androgynen Idealtypus dar, auch wenn sie populäre Zuweisungen wie »metrosexuell« von sich weisen würden - die evozierte Nähe zu »homo« wäre ihnen suspekt. Es sind vorwiegend die jungen Kerle, denen die Beschäftigung mit Politik, Gewalt, Psychotherapie und jeglicher Form von anwendungsferner Theorie fremd ist. Sie kennen weder Klaus Theweleits männerfeindliche Thesen vom allzeit faschistischen »Körperpanzer« des Mannes (Theweleit hält es noch heute für unproblematisch, daß seine Schrift »Beziehungen und einige Leute zerstört« habe) noch irgendwelche Väterentbehaltungstheore-

me. Sie machen sich den Makel (die Identitätskrise, das Fehlen nachlebenswerter Vorbilder) selten bewußt. Aber sie agieren ihn aus. Wir kennen die Ausdrucksformen: Unbedingte, also über die gleichwohl wichtigen äußerlichen Vorgaben hinausgehende Orientierung an Vorbildern aus Mode, Boulevard oder Videoclip. Motto: »Fastfood und eine angepaßte Meinung« (Eduard Peter Koch). Daraus resultieren die bekannten Problemzonen: emotionale Verrohung bei gleichzeitigem Memmentum, sexuelle Desorientierung und Ausartung, Bindungsunfähigkeit, Schul-, Berufs- und Eheversagen. Unsere Modeaffenmänner sind Objekte, jene Tafeln, auf die der je neueste Geschlechterentwurf geschrieben werden kann. Mit Gegenwehr ist kaum zu rechnen. Plaudern wir aus dem Nähkästchen und nehmen wir Mara:

la, das denkst du, daß der junge gesund aussieht! Ich sag dir, ich mache mir Sorgen. Klar, er ist schön schlank geworden. Aber allein das! Weißt du, daß zwei lungs aus seiner alten Klasse wegen Bulimie behandelt werden? Wenn er kotzen würde, das würde ich merken. Aber Entschlackungstee trinkt er, parallel dazu die teuren Eiweißpräparate zum Muskelaufbau. Und, gesunde Gesichtsfarbe - daß ich nicht lache. Die hocken doch

alle nur am Computer, manchmal gemeinsam, stundenlang. Klar, daß die sich dann abends an Hanteln abarbeiten müssen. Nee, der Teint kommt aus der Steckdose, der teilt sich die Zehnerkarten fürs Solarium mit seiner Freundin. Aber diese Hockerei am Rechner - das kommt mir manchmal vor wie ein schwarzes Loch, das die Lebenszeit nur so absorbiert. Asche auf mein Haupt, aber ich hab ihm hinterhergeschnüffelt. Meine Güte, wie komme ich mir vor, der Kerl ist zweiundzwanzig, er muß ja wissen, was er tut. Aber man hört halt so viel von Gewaltvideos und illegalen Sexgeschichten im Internet. Kann doch sein! Hätte mich nicht gewundert, wenn es da irgendwas zu kompensieren gäbe. Doch Pustekuchen, Gott sei Dank! Was aber macht mein lieber Sohn? Endlose Plaudereien, über Filme, Musik, über Autos, aber auch über Mode. Banalste Schäkereien - über Stunden! Oder, was hat er sich da runtergeladen, ein PDF mit Titel »Popo fit und knackig« - ach, ich wünsch dem manchmal andere Sorgen. Und dann noch das: zig Seiten zum Thema Sterilisation. Klar, daß ich mich daraufhin verraten und ihn angesprochen habe. War peinlich für beide Seiten. Weißt du, was er mir sagte, maulfaul wie immer: »Mama, du verwechselst das mit Kastration. Fehler. Ich will einfach meine Ruhe.«

Desinteresse und passive Männer sind so alt wie die Menschheit? Vermutlich, aber erst der Wohlfahrtsstaat und die digitale Revolution mit ihren verlockenden Aktionssubstituten haben dem männlichen Lebensdeserteur eine heimelige Rückzugshöhle bereitet.

Gesellschaftlich dürften Herr Sohn und seine Klonne als Erfolg durchgehen. Stört nicht, klagt und fordert nicht, wird sein Ding schon irgendwie machen, folgenlos in jedem Fall. Klappe zu, Affe tot. Gesellschaftlich eine Nullnummer zwar, für einen verschuldeten Staat aber besser als ein Minusfaktor. Feministinnen verbuchen einen Teilerfolg. Es war schließlich keine Rede davon, daß die Billig- und Volksversion des Dritten Geschlechts als prototypisches, unausgereiftes *role model* je was reißen würde. Hauptsache, es steht nicht im Weg!

Weitaus günstiger liegt der Fall bei den besser dressierten Herrschaften. Wir dürfen hier von zwei Varianten ausgehen: Den »neuen Männchen, die für ihren buckelnden Opportunismus in der Frauenbewegung stets mit Belohnung rechnen dürfen« (Matthias Matussek) und deren viriler Version. Denn nützlichere Idioten als die willfährigen Sozialfuzis und andere feministisch durchgeformte Einser-

schüler (die einer Frau ja nie als Sprungbrett dienen können) sind die anemanzierten Neuen Väter. Sie haben die Imperative der modernen Geschlechterlektionen brav gelernt. Sie sind dabei einigermaßen männlich geblieben, haben aber das völlig falsche Pferd gesattelt:

Karsten hat sich beizeiten mit Männerbildern auseinandergesetzt. Sein eigener Vater war bedeutungslos, ob von der Mutter abserviert oder aus purer Verantwortungslosigkeit gegangen - endgültig konnte das trotz Karstens in-ständigem Bemühen nie geklärt werden. Fest steht nur einerseits, daß sich der Vater während Karstens Kleinkindzeit auf diversen Abwegen befand und andererseits, daß die Mutter spätere Briefe des Vaters vorenthielt. Karsten wollte es besser machen. Alles richtig. Ein richtiger Mann werden, einer, der sich nie in die Tasche lügt, physisch, psychisch und geistig voll ausgebildet. Einer, der es wert ist, ein Vollweib zur Frau zu nehmen. Diese Frau gab es, klug, erfolgreich und schön, und auch der Nachwuchs blieb nicht aus. Eine Bilderbuchfamilie - ein Sohn und eine Tochter, geteilte Berufstätigkeit, engagierte Vaterschaft. Eine Zeitlang hingen diese Photos an der familiären Pinnwand aus wie eine Trophäe: Karsten beim Säuglingspflegekurs. Weil es babygerecht warm war im

Raum, hatte der Vater sein Hemd ausgezogen und kniete da im Unterhemd über dem sich wohligh räkellenden Knaben. Ein Motiv wie aus einem weichgezeichneten Romanikposter für pubertierende Mädchen: ein gestähltes, doch sorgsames Antlitz, dazu Männermuskeln, die das schützenswerte Kleine bergen. Karsten hat alles gemacht. Geld verdient inklusive Aufstieg zum Prokuristen - trotz zweimal mehrmonatiger Elternzeit! Karsten rühmte sich, zu jenen damals 2% der bundesdeutschen Wickelväter zu gehören. Haus gebaut, Bäume gepflanzt und daneben der geliebten Gattin das doch wohl maximal Erstrebenswerte ermöglicht: Familie und Beruf zu vereinbaren. Heute, das jüngere Kind ist gerade drei geworden, steht der Alleskönner vor dem bitteren Resultat: Die Frau hat einen Neuen («Gegen die Liebe bist du machtlos») und rühmt im Bekanntenkreis ihr Talent, eine Patchwork-Familie zu schultern. Das Haus ist verkauft, die Kinder gibt es nur unregelmäßig mit Gezeter, und von dem einkommensmäßig übriggebliebenen »Selbstbehalt«, so Karsten, »kann ich es mir schon finanziell nicht leisten, eine neue Familie zu gründen.« Danach steht ihm auch kaum der Sinn. »Einmal«, so der Verlassene, »bin ich bei strömendem Regen in unseren alten Garten geklettert, und habe eine junge Eiche umarmt, die wir damals für unseren Sohn gepflanzt hatten. Wenigstens die steht ja noch, ich kam mir

vor wie ein erbärmlicher Psychopath. Mein Sohn wird wie ich vaterlos aufwachsen.«

Der Terminus der Vaterlosigkeit setzte bei seinem Populärwerden in den Sechzigerjahren bei einer anderen Sachlage an. Der Vater war im Krieg gefallen oder konnte - als »Nazi«, als mindestens symbolischer »Schlächter« mithin -, kein Vorbild mehr abgeben. Solche Zuschreibungen haben sich vererbt, treten in der Enkel- und Urenkelgeneration aber nur abgeschwächt auf. Von ödipalem »Vatermord« ist heute kaum mehr die Rede. Kein Wunder, fehlt doch auch ein definiertes, und sei es auch nur ein funktionales väterliches Prinzip, an dem Söhne sich abzarbeiten haben. Der moderne Vater baut sich selber ab.

Die Bücher Hoffmanns und Xenos', von denen oben die Rede war, liefern beredte Zeugnisse davon. Inhaltlich sehen wir uns heute ähnlichen Problemen wie die Nachkriegsgeneration ausgesetzt. Der Mangel fällt noch gravierender aus als damals. Ob aus Trennungsgründen oder in symbolischer Form: männliche Identitätsfiguren fehlen, während man sich ja an weiblichen Ikonen geradezu krankfeiert. Dreimal Simone de Beauvoir-jubiläen in weniger als neun Jahren! Bücher, Features, Zeitungsaufmacher

zum 50. Geburtstag von *Das andere Geschlecht*, ein allseitiger Wust an Huldigungen und Würdigungen zum zwanzigsten Todestag und diesjährig zum hundertsten Geburtstag - so funktioniert Heldinnenpolitik; *das* ist Inthronisation.

Heldengesänge hätten wir dabei gar nicht nötig. Den grassierenden Vatermangel vermag kein Wikkelvolontariat zu kompensieren, wo Männlichkeit allenfalls als abstraktes Ideal auffindbar ist. An welches lebenswerte Vorbild sollte man sich halten, an welchem Muster sich orientieren? Klar, so manches männliche »Idol« wird uns konkret präsentiert. Orden, Ehrungen, Nobelpreise und sonstige Würdigungen gehen immer noch vermehrt an Männer; auch bei Professuren und auf Chefsesseln sind Frauen in der Minderzahl. Wir begehen jährlich ungezählte Geburts- und Todestage männlicher Forscher und Literaten.

Eine Ulknudel aber, die dies als patriarchale Netzwerkei begreifen würde! Wo selbst die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes neuerdings geschlechtlich quotiert ist und bei der Vergabe von Doktorandenplätzen Mütter gezielt bevorzugt werden, dürfte der Verdacht ausgeräumt sein, daß hier bloß eine Männerhand die andere wasche.

Daß ein Mann oder eine Gruppe aber qua Geschlechtszugehörigkeit und inbegriffener Attribute - wie es bei Würdigungen von Widerstandskämpferinnen, Trümmerfrauen, und diversen Vorkämpferinnen von Frauenangelegenheiten der Fall ist - bejubelt würde: Fehlanzeige. Heldenmut, Beschützerinstinkt, Autorität sind zu Qualitäten geworden, die allenfalls mit ironisiertem Unterton Beachtung finden. Die Ohnmacht der Männer und Väter geht einher mit der Fokussierung auf »Vater Staat«, der es schon richten wird. Und da dieser Staat sich mit Vorliebe sozialtherapeutisch betätigt, beginnt sich das neue Mannsbild folgerichtig in einer neuen Rolle einzurichten: der des Opfers.

Ob Schulversagen, präpotentes Gewaltgebaren oder die Klagerufe- der unfreiwillig kinderentfremdeten Zahlväter - längst hat sich die mediale Aufmerksamkeit in Teilen den hilflosen Jungen und Männern zugewandt. Das ist gerechtfertigt und doch kein schönes (Leit)Bild. Unsere Oberfeministinnen wittern dank eingeschliffener Reflexe selbst hierin noch einen sexistischen Kniff und gießen Hohn darüber. Schließlich bewahrt sie nur die Beibehaltung des Männerbildes als »Täter« vor der eigenen Arbeitslosigkeit.

Seit der dezidierten Feindbestimmung »Mann« im

Zuge der 68er-Revolution, die nicht in dieser Klarheit, aber doch subkutan auch in untere Schichten durchsickerte, ist Unsicherheit ein Strukturelement der männlichen Psyche. Dietrich Schwanitz, jener frühverstorbene Anglistikprofessor und als Schriftsteller begnadeter Geschlechterkriegsberichterstatler (*Männer. Eine Spezies wird besichtigt*, 2001) formulierte es so: »Die Rolle der Väter wird nicht mehr wie früher durch die Gesellschaft und die ganze symbolische Ordnung abgestützt. Sie wird allein aus dem moralisch-korrekten Gefühl der Väterlichkeit gerechtfertigt. Das kann aber nur während einer Übergangszeit funktionieren. Danach wird wieder ein Anreiz dafür gefunden werden müssen, daß Männer die Väter spielen.«

Aber wer redet denn eigentlich noch von einem Spiel? Die Bestände an Rollenvorlagen sind mittlerweile so durcheinandergerüttelt, daß es ohne psychohygienische Begleitmaßnahmen im wahren Leben drunter und drüber geht. Private Höllen tun sich nicht nur dort auf, wo von schlagenden Männern, abtrünnigen Müttern und offen ausgetragenen Zuständigkeitskämpfen (Mülleimer, Einkommensgewährleistung etc.) die Rede ist, sondern auch im Intimbereich. Vielleicht gerade dort.

Antonia ist einer dieser Frauen, die regelmäßig die falschen Männer an sich ziehen. Das Endlos-Drama begann zu Schulzeiten und setzte sich über Jahre fort, jeder Typ, mit dem sie eine »Beziehung« begann, entpuppte sich über kurz oder lang als längst anderweitig verbandelt. Es war wie ein Fluch. Irgendeine Disposition mußte sie, die ganz und gar nicht Naive, doch vorweisen, daß sie vergebene Männer anzog? Weder sie selbst noch Freundinnen wußten Rat. Ihr Vertrauen in Männer war dementsprechend erschüttert, als sie Stefan kennenlernte. Ausnahmsweise mal kein cooler, sondern ein durch und durch verständiger Kerl. Vielseitig interessiert und engagiert, freiwillige Feuerwehr, Fußballverein, Stadtrat. Man zog schnell zusammen, und alles war eitel Sonnenschein. Vier Jahre ohne nennenswerten Streit, auch ohne erotische Durchhänger. Als Antonia Stefan einmal dringend erreichen mußte und über Stunden nur die mailbox drankriegte, keimte das alte, längst vergessen geglaubte Mißtrauen auf. Sie knackte durch Zufall das Paßwort seines eMail-Faches - seither ist sie in psychiatrischer Behandlung. Seit dem Anfang ihrer Liebe hatte Stefan in sexuellem Kontakt zu mindestens zwanzig Frauen gestanden, die er sämtlich über diverse Seitensprung-Netzwerke kontaktiert hatte. Mit einigen dieser seltsam motivierten Frauen stand er über lahre hinweg in körperlicher Verbin-

dung. »Montagnachmittag ist gut, weißt ja, da ist die Alte bei ihrer Turnstunde«, und ähnliche Mitteilungen fand Antonia fein säuberlich archiviert - vom »tabulosen«, wenn auch wohl auf einfallsarmen Pornolekt («wie ich's dir besorgt habe ...») reduziertes Schwelgen in vergangenen Begattungen ganz zu schweigen.

Ach ja, Beziehungsprobleme, gerade in Kombination mit der Vielfältigkeit sexuellen Appetenzverhaltens - ein denkbar weites Feld! Die Freundin aus der Großstadt wiegelt ab: Sie, aus ausgewiesenen bürgerlichem Heim, kenne eigentlich kein Paar, das nicht den einen oder anderen Fehltritt auf fremdes Terrain zu verzeichnen habe. Dennoch kenne sie mehr als eine Handvoll glücklicher Ehen. Ob wir heute nicht in der Lage seien, solche Affären psychologisch zu begründen und letztlich durch vorausgesetzte Veröhnungsbereitschaft positiv in die Paarbeziehung einzuspeisen? Was uns nicht tötet (finale Schüsse wie zwischen Antonia und Stefan als Ausnahme gesehen), macht uns doch stärker, nicht? Und, klar, Frauen sind in punkto Untreue doch längst gleichauf gezogen. Das jedenfalls dürfte stimmen. Entsprechende Umfragen, alljährlich von diversen Publikumsmagazinen in Auftrag gegeben, bestätigen

es. Nietzsches Diktum vom Gesetz der Geschlechter (»des Mannes Art sei Wille, des Weibes Willigkeit«) darf als überlebt gelten. Die Einhaltung des alten Gebots, die Frau habe ihren Leib zu hüten, kann längst bequem der Pille und, vielleicht weniger bequem, anderen Hilfsmitteln überantwortet werden.

Eine umfassende Sexualisierung der Gesellschaft bei gleichzeitigen sexuellen Mangelerscheinungen (von den emotionalen ganz abgesehen) wie Verlust an Begehren, Leidenschaft sowie einem beträchtlichen Fertilitätsverlust schlechthin, wurde in der vergangenen Zeit häufig beklagt. Durch Frühsexualisierung per Vorabendprogramm, durch die Allgegenwart nackter Körper in erotisierenden Posen, durch die Popularität einer pornographischen Popkultur sei dem Konsumenten und selbst dem relativ unfreiwillig Beteiligten jegliches »gesunde Maß« abhanden gekommen.

Daß dies Verwirrung, gar klinische Verwirrtheit erzeugt, ist bekannt. Das Fehlen von Scham und (sexueller) Distanz gilt in der Psycho-Medizin als klassisches Schwachsinnskriterium. Nun braucht man dies nicht moralisch zu werten. Sparen wir darum den Rundumschlag gegen alteingesessene Institutionen wie Freudenhäuser (und ihre aktuellere, höchst

marktgängige Artikulationsform, die *real life* vorgaukelnden FKK-Parties) oder relativ neue wie die sich in punkto Lusterzeugung sehr drastisch artikulierende *Bravo-online*-Beratung aus. Man kann den fruchtlosen, bisweilen gar erotikfreien »Tanz um die Lust« (Ariadne von Schirach) gleichwohl gesellschaftlich deuten: Die Spielwiese der Sexualität ist ein Freiraum, der sich den *Gender-Mainstreaming*-Bemühungen nur schwerfällig fügt.

Einige Erfolge mögen die halbstaatlichen *Gender*-Agitateure zwar verbuchen können: etwa über die sogar in diverse Schulbücher eingezogene Homosexualitätspropaganda (Motto: »Mitredden kann nur, wer es wenigstens ausprobiert hat.«) oder in punkto flirttechnischen »Rollentauschs«, wenn dies bedeutet, daß Frauen sexuell die Offensive übernehmen. Das alte Muster, das der Penetration naturgemäß zugrunde liegt, ist jedoch schwer zu korrigieren. Die ungezählten Werbebotschaften zu diversen »potenzsteigernden« Mittelchen und Dienstleistungen, die jeder, auch weibliche und nie auf entsprechenden Seiten surfende, *eMail-Nutzer* täglich in seinem Postfach vorfindet, verkünden die Botschaft in profanster Sprache: Nur wer dauernd kann, will und tut, ist ein ganzer Mann.

Interessanter noch wird die Definition bei umgekehrter Lesart: Wo sonst als in sexuellen Dingen kann der Mann als Mann reüssieren, wo alle häuslichen und außerhäuslichen Betätigungsfelder intersexuell verhandelbar geworden sind? Nun, an der Oberfläche doch noch. Womöglich beim Fußball (hier tut der *Hype* um den Frauenfußball bereits das seine ...), im Boxkampf, bei Autorennen - doch das sind wesentlich sekundäre Welten. Sie sind weitgehend zur reinen Konsumierung bestimmt, ähnlich wie die Bandbreite an actiongeladenen »Männerfilmen«, die aber gerade das deutsche Regieschaffen (Fluchtpunkt hier: der eigene Nabel) nicht betreffen.

Es gehört zum Grundwissen der Schulphysik, daß Energie weder erzeugt noch vernichtet werden kann; sie wird allenfalls transformiert. Je mehr Barrieren dem Energiefluß entgegenstehen, desto schneller wird der Durchfluß. In einer sexualisierten, also entsprechend energetisch aufgeladenen Gesellschaft erfährt die sexuelle Energie eine entsprechende Beschleunigung. Wo sie nicht in vorhandene Kanäle abgeleitet wird, sucht sie sich, gewissermaßen frei vagabundierend, ihre Ventile. Als Barrieren dürften hierzulande nicht mehr die traditionellen Tabus (etwa vor- und außereheliche Betätigung, Umgang

mit Minderjährigen) gelten, sondern unausgesprochene oder indirekte Ge- und Verbote im Rahmen eines Leistungskanons. Dazu zählen ein umfassendes Gleichheitsgebot (sprich: schwindende Polarität) in jeglichen sexuellen Praktiken und Zielvorgaben, die Schmach der zu wenige Namen umfassenden Gespielinnenliste, die tabellenartigen Aufzählungen über intime *In & outs*, die uns von der Bildzeitung über ganze Buchreihen bis hin zu diversen Online-Diensten (web.de etwa führt solcherlei apodiktisches *Sextalk* nahezu täglich aktualisiert auf seiner Startseite) um die Ohren gehauen wird. Und, keinesfalls zuletzt, jene Volkserziehung, die uns im Rahmen gewisser US-Fernsehserienimporte in die Wohnstube geliefert wird.

Daß der nach altfeministischer Diktion typischerweise »schwanzgesteuerte« Mann »sozial und sexuell ein Idiot« (Klaus Theweleit) sei, scheint durch die seit einigen Jahren ins Land brechenden US-Serien mit gewaltigem Zuschaueranteil bestätigt zu werden - schlagfertige Antwort seitens der Weibchen allerdings inklusive. Die *High-Heels-Ladies* aus »Sex and the City« oder »Desperate Housewives« (dies wohl eine notwendige Ergänzung zum ersteren: wer wollte denn Mütter als dusselige, asexuelle Weibchen

diskriminieren?) gondeln seit einem Jahrzehnt selbstbewußt und auf wenigstens mittlerem Reflexionsniveau durch ihre wechselnden sexuellen Affären. Dabei haben deren emanzipierte Verhaltens- und Männerbewertungskodizes wohl eine ganze Generation der heute 16-36jährigen mitsozialisiert. Mittlerweile sind im Mutterland dieser sexualökonomisch normativen TV-Produktionen deren männliche Pendanten angelaufen. Unter - meist recht prominent besetzten - Titeln wie »Car Poolers«, »Big Shots« oder (komödiantisch, aber eindeutig zweideutig) »Cavemen« (»Höhlenmänner«) geben sich Männercliquen ein Stelldichein, die ihre geschlechtlichen Attribute nur als lächerliche Schatten ihrer selbst ausleben. Frau und Mann - im Spiegel jener bedeutungsvollen Serien reüssieren sie als Zerrbilder, als verderbtes, mit allen Wassern gewaschenes »Weib« einerseits, als erbarmungswürdiges »Männchen« andererseits.

Offenkundig ist bei der Hauptverhandlung in Sachen Sexus, daß die fruchtbare, sprich lebenszeugende Version des geschlechtlichen Miteinanders drastisch an Bedeutung verloren hat. Sicher, die sogenannte demographische Krise belästigt uns immer wieder (abgesehen vom Großfeuilleton, wie man

hört, auch nach wie vor in heimischen Gefilden), aber deren Ursachen werden niemals im Erotischen gesucht. Mit Sicherheit ein Desiderat! Doch lassen auch wir einmal großzügig die biologisch-generative Funktion von Sexualität beiseite. Nehmen wir ruhig für wahr, was der »Bevölkerungspapst« Herwig Birg schrieb: Seit je war funktionierende Geburtenregelung, also wenigstens zeitweilige Empfängnisverhütung, ein Menschheitswunsch. Bei Antonia und Stefan - beide noch keine dreißig - stand die Kinderfrage ohnehin noch nie zur Debatte. Was wir hier vorfinden, ist die Rolle von Sex als Gewohnheitsbetätigung (innerhalb der Bindung) und (vor allem außerhalb) als Substitut, als Ersatzhandlung für einen verlorenen oder offengebliebenen Lebenssinn.

Steigen wir einmal rasch in die Gosse hinab, um Stefans eMail-prosaisches Diktum vom »es ihr gründlich besorgt haben« zu sezieren. Die vulgäre Sexuelsprache ist übervoll von ähnlichen Wendungen. Man kann sie leicht imaginieren, ohne sie gedruckt vorfinden zu müssen. »Es« einer Frau »zu besorgen«; es »gemacht bekommen« meint kein Geben und Nehmen im Sinne einer wohlfeilen Dienstleistung, sondern führt in geradezu existentialistische Gewässer hinab. Wäre das nicht so, wäre nur

der sensuelle Lusteffekt das Ziel, müßte von einer »Selbstbefriedigungsgesellschaft« und vom Aussterben der sexuellen Anziehung gesprochen werden - und davon ist nur in sublimen Sonderfällen die Rede. Etwa dort, wo Sexualität unter Reduktion auf Fetische abgehandelt wird. Auch solche Spielarten haben verstärkt Konjunktur. Wo es aber einer Frau »gründlich besorgt wird«, da wird schon metaphysisches Gewicht (und sei es auch nur minutenlang greifbar und noch so gering) ins Spiel gebracht, sprich: alles, was an Männlichkeit brach liegt und keine sonstige Ausdrucksform findet.

Genau das ist der Punkt: Nahezu alles, was unter »sonstige Ausdrucksformen« von Männlichkeit fallen könnte, liegt heute brach oder hat geringen Marktwert. Handwerkertum ist längst Sache des Plebs oder des Einfältigen, immobilier Besitz wenig zeitgemäß, Kunst exklusive Marktsache und Krieg des Teufels: Wo, wenn nicht am Weib, kann der Bürohengst, Wohnungsmieter und sonstwie seiner kreativen Fähigkeiten beraubte Medienzielmann Hände, Sinn und Potenz sinn- und zweckgerichtet zum Ausdruck bringen?

Sexuelle Übertretungen als Sonderform zeigen sich uns als Kompensation einer krisenhaften Iden-

tität dar. In Aldous Huxleys *Schöne neue Welt* dient die völlig freie Sexualität als Mittel, den Menschen gleichsam einzulullen und von gesellschaftlich oppositioneller Betätigung abzuhalten. Nehmen wir dazu traditionalistische Sichtweisen wie die eines - durchaus nicht pruden! - Julius Evola (»Metaphysik des Sexus«): Demnach stellt sich der »phallische«, habituell promiskuitive Männertyp unter das Zeichen der Materie - und damit unter genuin weibliche, weil anti-geistige Insignien. Der Sexprotz agiert weder frei noch autonom (Stefan übrigens räumte die gemeinsame Wohnung wortlos), er hat sich unter Joch der Sexualität begeben.

Jenseits der sexuellen Tat finden wir, nicht ausschließlich, doch vermehrt auf männlicher Seite, eine Vielfalt an Körperkulten vor. Sogenannte »Schönheitsoperationen« (Männer holen jährlich mehr auf!) und die Qual unterschiedlicher Eßstörungen (auch hier steigt die Männerquote) mögen gerade noch Frauensache sein, der Rest an populärer *body modification* ist Herrensport, die bahnbrechende Konjunktur von Männerkosmetika einmal ganz außer acht gelassen. Exzessives *body building* inklusive Zufuhr anaboler Steroide, körperbestimmende Tätowierungen, brutales *branding* (Zufügen von »Brand-

zeichen«), gar das Implementieren von Metallteilen. Der Drache, in dessen Blut Siegfried sich wälzte, um seinen Körper vor Verletzung zu schützen, ist außer Reichweite, doch sind martialische Symbole einer erhofften Unverletzbarkeit weiterhin gefragt.

Wo der Wunsch nach bloß sinnbildlicher Unterbeweisstellung von Virilität alles ist, was vom Manne übrigblieb, ist die Zukunft in der Tat weiblich. Dann, Herr, hilf.

3. Rabenmütter - Zur Renaissance eines totgeglaubten Begriffs

Woher eigentlich kommt die Konjunktur angestaubter Begrifflichkeiten in frauenpolitischen Diskussionen? Wir lesen beispielsweise immer wieder vom »Rockzipfel«. Die sich daran klammernde Brut soll möglichst zügig abgeschüttelt werden - und das, obwohl 99% der Frauen hierzulande alltags längst Hosen tragen. Oder man pflegt abwertend die Wendung vom »Heimchen am Herd«, obwohl der Herd sich längst (selbst für Hausfrauen!) aus dem Zentrum der Betätigungen entfernt hat - wenn er nicht ohnehin der Mikrowelle gewichen ist. Ganz allgemein geht es wiederholt gegen die »alten Zöpfe«, die abgeschnitten werden sollen. Damit sind sämtliche als überlebt empfundene Familienmodelle gemeint. Doch was trägt die Metapher aus im Zeitalter der praktischen Kurzhaarfrisur? Klar, die je angegriffene Zielgruppe soll als mindestens vorgestrig gekennzeichnet werden.

Etwas anders verhält es sich mit dem Modewort »Rabenmutter«. Seine Etablierung im gesellschaftlichen Schlagabtausch - als despektierliches »Un-

wort« zunächst - fiel in die frühen Sechzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts. Unter Bruno Heck, dem zweiten BRD-Minister im Amt für Familienfragen, keimte erstmals die bis heute virulente »Vereinbarkeitsfrage« auf. Welchen Einflüssen setzt die berufstätige Mutter ihre Kinder aus, während sie sich - aus schnöden Konsumwünschen, so mutmaßte man - den ureigenen Erziehungsaufgaben entziehe? »Rabenmütter« und deren bemitleidenswerte »Schlüsselkinder« bildeten ein Begriffspaar, das sich durch die Debatten um Frauenerwerbstätigkeit zog.

Der Volksmund mag solcherart Kampfterminologie noch geraume Zeit gepflegt haben. Aus der veröffentlichten Meinung verschwand die Rabenmutter bald als Schreckbild. Allenfalls im Rahmen der Berichterstattung um krasse Mißhandlungs- oder Vernachlässigungsfälle fand die Vokabel fortan Verwendung - zuletzt im Falle der gefallenen Pop-Ikone Britney Spears, der aufgrund ihrer Neurosen und diversen Süchte eine fürsorgliche Betreuung ihrer beiden kleinen Söhne nicht zugetraut wurde.

Selbst hier erscheint es gewissermaßen politisch inopportun, ausgerechnet die Vokabel »Rabenmutter« zur Anwendung zu bringen. Denn das alte Schmähwort erfährt derzeit einen forcierten Be-

deutungswandel. Rabenmutterschaft ist in. Da ist zum einen - wenig subtil, gleichwohl nicht zu unterschätzen - der Sexy-Faktor. Wenn wir das heute gebräuchliche Gegensatzpaar »Mutterglucke« versus »Rabenmutter« betrachten, dann fällt auf, daß die »Glucke« stets abwertend verwendet wird. »Glucke« war, bezogen auf menschliche Mutterschaft und Erziehungsverhalten, nie positiv besetzt. Und auch die verwandte Rede von der »treusorgenden Mutter« läßt wohl an Attribute wie Wertebewußtsein und Verantwortlichkeit denken, aber niemals an irgendetwas Dynamisches (obwohl gerade das zu wohlverstandener Mutterschaft dazugehört).

Die menschliche Glucke trägt noch Jahrzehnte nach ihrer modischen Konjunktur Dauerwellen und *Hush-Puppies-Treter*, die Figur ist tendenziell quallig, ihr Wesen einfältig, sowohl geistig-seelisch als auch sexuell auf reine Funktionalität beschränkt. Die treue Glucke ist, wie es auf www.rabenmutter-projekt.de posaunt, ein »Urtier, eine simpel gestrickte Gattung«, eine Hohlfigur, in deren fehlendem Schatten sich die Rabenmutter um so ausgiebiger sonnen darf. Die moderne Rabenmutter dagegen ist nicht nur rank und schlank und Prada-Täschchen-bewehrt (wie die einschlägig berüchtigte *Focus-Online-*

Redakteurin Carin Pawlak hervorhebt), sondern vor allem dynamisch, mobil, ja, trotz familiärem Appendix ungebunden und allseitig »offen«. Als *Yummy Mummies* (ungefähr: leckere Mamas) werden in der angelsächsischen Szene jene superattraktiven Promimütter mit ihren pilates-gestählten Körpern und vorzeigbarer Karriere gefeiert.

Wann genau die Rabenmutter als Trend und positiver Kampfbegriff ausgerufen wurde, ist nicht eindeutig auszumachen. Fest steht, daß es den ursprünglich abwertenden Terminus trotz zahlreicher gegenteiliger Behauptungen sehr wohl auch in anderen Sprachen gibt. Der vielgescholtene »Muttermythos«, sofern er die weibliche Primärverantwortung für den Nachwuchs meint, ist eben kein typisch (alt)deutsches Phänomen. So gern man es auch hätte, weil ein solcher alter Zopf dann leichter der (durch die Nachgeborenen geführten) Schere zu überantworten wäre.

Sicher ist auch, daß die wahren Rabenmütter der Vogelwelt mitnichten schlechte Eltern sind. Carl-Albrecht Treuenfels, Vogelkundler der FAZ, ließ beizeiten wissen daß »wer als Rabenmutter bezeichnet wird, sich eigentlich kein größeres Kompliment wünschen« könne, da Rabeneltern als treusorgende Ernährer ihrer Brut bekannt sind. Die negative Kon-

notation des Begriffs führt Treuenfels zum einen auf die volkstümliche Sicht des Raben als »Galgenvogel« und Aasfressers, zum anderen auf eine diesbezüglich fehlerhafte Übersetzung des Alten Testaments durch Martin Luther zurück.

Positiv besetzt wurde die Rabenmutter ganz langsam irgendwann im Laufe der achtziger Jahre. Hier finden wir bereits einen entsprechenden Essay- und Interviewband, der kühl und offensiv *Rabenmutter, na und?* (Katja Leyrer, 1986) titelt. Und im Verlaufe des deutsch-deutschen Einigungsprozesses wurde die Thematik um Mütterkarrieren und Kinderversorgung virulent. Die Lufthoheit über den Kinderbetten hatte in der DDR fraglos der Staat inne - hier gab es faktisch keine Alternative zur weiblichen Lohnarbeit. Die Konfrontation mit dem sozialistischen Mutterbild, das rein auf die Reproduktion beschränkt war, lieferte zusammen mit dem Bekanntwerden der demographischen Krise den Treibstoff für eine Revision des altwestdeutschen Mutterbilds.

Die *Emma* porträtierte dann in ihrer »Gebärstreik«-Ausgabe 2001 ausführlich die TV-prominente Autorin Else Buschheuer, die als progressive Speerspitze eines emanzipatorischen Mutterbildes gefeiert wurde: Sie überließ ihre kleine Tochter, mittlerweile

längst eine »Freundin« der Mutter, aus Karrieregründen dem Vater. Solche *homestories* unter dem Leitstern schwieriger, doch letztlich geglückter Selbstfindung haben bis heute hohen Verkaufswert. Ein vielgefragter Buchtitel sprach diese neue Weisheit massenkompatibel aus: *Gute Mädchen kommen In den Himmel, böse Mädchen überallhin* (Ute Erhardt, 1994). Entsprechende Begleitliteratur boomte, Titel wie *Ich wollte Hosen* (Lara Cardella, 1990), *Wenn Frauen zu sehr lieben* (Robin Norwood, 1986) und diverse pragmafeministische Anleitungen zum »endlich mal NEIN-Sagen« erlebten zigfache Auflagen. Die Zeichen - das heißt, vor allem die mitunter zweifelhaft zustande gekommenen Umfrageergebnisse diverser Meinungsmacher - schienen sich zu mehren: Frauen fühlen sich in der Berufswelt, in der Partnerschaft, der Familie benachteiligt. Müttern ging das laut Erhebung erst recht so, und derart zurückgesetzte Frauen verweigern die Reproduktion.

»Vereinbarkeit« war und ist Modethema und Zauberwort bis heute. Recht eigentlich wurde weniger ein Gebär- denn ein Fürsorgestreik ausgerufen. Die komplizierte und doch längst eingefahrene Basisformel funktioniert in ihren Grundschritten wie folgt: Nur eine zufriedene Mutter ist eine gute Mutter. Zu-

friedenheit aber resultiert aus finanzieller Unabhängigkeit (also Lohnarbeit), und weibliche Erwerbstätigkeit hängt von außerhäuslicher (oder väterlich geleisteter) Kinderbetreuung ab. Der Zirkelschluß: die alltags abwesende Mutter ist die glückliche, also gute Mutter. Nun also hatten wir die Geburt der Ikonen »Rabenmutter«.

In bürgerliche Kreise schwappte diese Welle zum einen durch das Rollenvorbild der siebenfachen Karrieremutter und neuen CDU-Familienministerin Ursula von der Leyen. Es wurde flankiert durch das immer noch in konservativem Ruch stehende Leitmedium *FAZ*, das 2005 mit einem sich revolutionär gebenden Artikel »Wir Rabenmütter!« eine gewaltige Familiendebatte anstieß. Mutterschaft als Muttschenfalle und Karrierehindernis, so lautete der Tenor dieses altbekannten Unvereinbarkeits-Klagesangs, dessen Urheberin, Sandra Kegel, sich »mutig« selbst als Rabenmutter darstellte. Auf diese wohlfeile Selbstbezeichnung hagelte es wochenlang Leserbriefe, Pro und Contra hielten sich in den abgedruckten Stellungnahmen die Waage. Der zweifelhafte Rabenmutter-Titel jedenfalls war wieder voll in der Welt, und zwar so sehr, daß sogar die Bundeskanzlerin anderthalb Wochen später ihn per

Regierungsklärung aufgriff, um ihn inhaltlich (also: die berufstätige Frau mit familienfremd versorgten Kindern) abermals gründlich zu verteidigen.

Dies geschah inmitten einer Zeit, als kokette T-Shirt-Aufdrucke unter infantil gebliebenen Erwachsenen angesagt waren. Während die Proleten-Muttis ihr brustbedeckendes Textil mit »Zicke!« etikettierten und deren emanzipationstechnisch höherstehenden Mitschwestern die neuen, körperbetonend taillierten »Emma«-Hemden zu Markte trugen, modeschöpfte »Deutschlands prominentester Bauch«, die flotte Mutter und FDP-Frontfrau Silvana Koch-Mehrin, einen kessen »Rabenmutter«-Aufdruck (auch Chef Westerwelle wurde mit einer solchen Kreation beehrt - ob er das Hemd je trug, entzieht sich dem öffentlichen Wissen).

Daß ganz Deutschland ein »Oberammen-Gau« sei, titelte die *FAZ* übrigens schon 2001, und *Die Zeit* sekundierte mit ähnlich virtuosem Sprachschöpferum: »Wollt ihr die totale Mutter?« Ähnlich inbrünstige Kampfrufe, gerade aus den Reihen des »bürgerlichen« Großfeuilletons, sind ungezählt. Daß »Deutschland mehr Rabenmütter« brauche, verkündet die *Financial Times Deutschland* ebenso, wie das Deutschlandradio einen »Rabenmutter!«-Beitrag der

Schriftstellerin Eva Menasse mit vorgeblich zwin-
gender Bekenner-Logik beginnen läßt: »Liebes Pu-
blikum, Sie können meine Stimme nur deshalb hö-
ren, weil ich eine Rabenmutter bin. Ich konnte die-
sen Text nur schreiben, weil mein einjähriger Sohn
zu einer Tagesmutter geht. Ja, ich gebe mein Baby
weg, zu fremden Leuten. Ich bin so unendlich ego-
istisch, daß ich mir einbilde, meine Arbeit sei nicht
nur für unser Familienkonto, sondern auch für mei-
ne Seele bedeutsam ...«

Wie erholsam ist es da eigentlich, daß der stille
Schmähwinkel des Muttergluckentums solch kalt-iro-
nische Bestätigungserheischungsversuche nicht nötig
hat! Kennt man noch den alten Femi-Spruch? »Zahme
Vögel singen von der Freiheit - wilde Vögel fliegen!«
Wir Gluckenmütter können uns diese Weisheit leichter
Hand anverwandeln: Gezähmte Muttertiere sind die,
die sich dem von wirtschaftlichen Gesichtspunkten
bestimmten Familienleitbild fügen. Wir aber, die wir
uns den vorgehaltenen Brutbatterien und Aufzucht-
vorrichtungen entziehen, sind im leidigen Hennenren-
nen die wahren Sieger, obwohl wir nie behaupten wür-
den, Mutterschaft sei ein Wolkenkuckucksheim, gefe-
dert mit Lyrik und gefälligen Spruchweisheiten.

Dazu paßt, nebenbei, eine jährlich aufs neue

getätigte Beobachtung aus dem Umfeld der eigenen Federviehhaltung: Mutterglucken sind in der Hühnerzucht schon seit langem unpopulär. Der in den warmen Jahreszeiten regelmäßig durchs Dorf fahrende Hühnerhändler führt nur ökonomisch optimierte Hühner. Deren Verhalten ist strikt dem wirtschaftlichen Bedarf angepaßt. Die Legehennen produzieren Eier, bis sie spätestens nach zwei Jahren der Schlachtbank zugeführt werden.

Glucken dagegen sind äußerst unbeliebt. Sie verstecken ihre Eier, verhalten sich, wenn sie ihr Gelege sammeln, ein bißchen verrückt, oder soll man sagen: dynamisch, vor allem im Vergleich zu jenen, die sich ihre Eier klaglos unterm Gefieder wegziehen lassen. Es kursiert eine Bandbreite an - durchweg ziemlich brutalen, nicht wirklich artgerechten - Tricks, einem Weibchen, das trotz bester Zucht zu glucken beginnt, dies mißliebige Verhalten abzugewöhnen: So mag man die Möchtegern-Mutter in einen isolierten »Brutentwöhnungskäfig« setzen - Dressur des generativen Verhaltens via Isolierhaft auf kaltem Betonboden gewissermaßen. Oder man entfernt wiederholt die Eier und befördert die renitente Brüterin konsequent aus dem Stall. Letztlich könnte auch der Lockfuttertrick ziehen: Man sperre die

Henne vor den Futterautomaten - der ungewohnte materielle Ausgleich wird ihr die Brutlust schon vergehen lassen! Wenn all dies nicht fruchtet, dürften wiederholte Abschreckungsbäder in eisigem Wasser Abhilfe schaffen. Oh Huhn, ich hör dich glucksen! Wo sonst wird der Bruch, den uns die zivilisatorische Errungenschaft der Trennung zwischen Natur und Kultur beschert hat, so deutlich wie in der Hühnerhaltung!

Wir aber wollten Glucken. Schon aus Prinzip. Gibt's nicht mehr, sagte der fahrende Hühnerhändler und seine Berufsgenossen auf dem Landmarkt und zeigten uns stirnrunzelnd den Vogel; nämlich den der Gegenwart - jene zuchtmäßig verhaltensmanipulierten Anti-Glucken also. Daraufhin haben wir als private Hobbyzüchter uns ganz bewußt aus alten regionalen Beständen eine Mischrasse erschaffen, die eben noch zuverlässige Glucken hervorbringt.

Und siehe - Sie verhalten sich ähnlich, wie es die Mehrzahl der höheren Lebewesen tut: Allein die ersten Wochen (sagen wir, weniger als ein Zwanzigstel der zu erwartenden Lebenszeit, auf Menschenjahre umgerechnet also die Kleinkindphase) wird alles Tun und alle Sorge auf die frischgeschlüpfte Brut verwendet. Unsere selbstbewußten Glucken

nehmen es im Wochenbett mit jeder Katze, selbst mit Rotmilanen auf. Das mobile Kindbett ist für diese überschaubare Phase eine wahre *no-go area* für jeden Übelwollenden, auch wenn der Mutter-Kinder-Troß schon jetzt gemeinsam die weite Welt des zaunlosen Gartens erkundet.

Nach sechs, sieben Wochen endet die Bemutterung: Die Küken haben sich alles abgeguckt, was zum Überleben nötig ist, und jedes darf nun sein Ding drehen. Allein in der nächtlichen Sitzordnung spiegeln sich noch familiäre Bezüge. Im Jahr drauf erweist sich, daß der legebatteriefreie Nachwuchs seine Lektion gelernt hat - dann stehen neue Glucken neben ihren Nestern und Mutterfreuden ins Haus. Brutlust gegen Modefrust: Die Glucke, sie lebe hoch!

4. Gender ohne Ende - Die Auflösung der Geschlechter

Die Frage nach Geschlechterrollen und sexueller Identität ist ein angestammtes Thema feministischer Aktionsgruppen, des linken Diskurses, der Therapiebewegung. Von dort ist sie seit ein paar Jahren in die unmittelbare Politik geschwappt und zu einer Art Staatsdoktrin geworden. Die politische Rechte hat Gleichstellungsfragen nie als ihr Betätigungsfeld begriffen. Bis heute agiert sie hier mit opportunem Gehorsam, bestenfalls defensiv. Ausgewiesene Frauen- und Männerthemen gelten als Privatsache. Sind sie auch, im Grunde - doch die Wirklichkeit hat diesen Privatraum längst gekapert.

Daß sich die Geschlechter zunehmend einander angleichen, dürfte dabei außer Frage stehen. Oder? Nun ja, kein Trend ohne Gegenbewegung. Wir sind ja nicht blind: Wir erblicken exzessives Männlichkeitsgebaren auf Schulhöfen und Straßen und in den einschlägigen Massenpenetrationsphantasien gewisser populärer Sangesbrüder (Sido, Bushido); und weiblicherseits haben trotz augenfälliger Konjunktur des Hosenanzugs weder Minirock noch das verlok-

kende Dekollete als klassische Überbringer sexueller Nachrichten ausgedient. Strikt geschlechtsbezogene Selbstinszenierungen sind nie aus der Mode gekommen.

Es scheint, als lägen da zwei Kontrahenten im Zwist: die Natur mit ihren ewigen und schier unausrottbaren Schlüsselreflexen und hartnäckigen Überlebensstrategien, und die Kultur, die uns heute (im politischen, wirtschaftlichen und akademischen Diskurs) verschärft eine Negierung der geschlechtlichen Polarität aufzwingen will. Der wesentliche Knackpunkt liegt in der Wiege oder ist in noch früherem Stadium zu finden: im Gebär- und Zeugungsverhalten. Daß dies allgemein brach liegt in hochzivilisierten Erdteilen, also dort, wo »Kultur« längst die Oberhand gewonnen hat über »Natur«, war über zwei, drei Jahre ein flammendes Thema. Da gab es kein Magazin, keinen Fernsehabend ohne Vergegenwärtigung der demographischen Krise. Derzeit mag die Problematik dank geringfügig gestiegener Geburtenraten auf kleiner Flamme köcheln, und dennoch - unsere moderne Küchenelektronik mit ihren vor- und nachglühenden Platten ist ja so trügerisch! - ist besagter Herd ordentlich heiß. Wir Europäer sind gebärmüde und zeugungsfaul.

Die Frage, ob eine Reduktion europäischer Bevölkerungen tatsächlich eine »Gesundschumpfung« wäre, ist müßig. Sie verläuft ja nicht als gesteuerter Vorgang unter Beachtung qualitativer Kriterien. Im Gegenteil: Die »drei A« als vorgeblich kinderreiche Gesellschaftsgruppen pflegte der Volksmund zwar bereits vor Jahrzehnten zu klassifizieren, doch hat sich die Zuweisung verändert. Damals galten Akademiker, Anthroposophen und Adelige als eminent gebärfreudig, heute sind es laut Stammtisch eher Arbeitslose, Ausländer und Asoziale.

Worin wurzelt die schwindende Bereitschaft zum Muttersein, gerade in kultivierten Schichten, also in jenem Teil des Volks, der Leistungsträger und gesellschaftsfähige Persönlichkeiten hervorbringt? War es tatsächlich und maßgeblich die Frauenbewegung der siebziger Jahre, die uns dies unfruchtbare Ei legte, das mit staatlich geregelter Abtreibung und der pillemanipulierten Frau widernatürliche Blütentrieb? Ist es - Lieblingsthese der Konservativen - die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung des »Berufs Mutter«, die sich, positiv gewendet, finanziell als Hausfrauengehalt oder verdoppeltes und ausgeweitetes Erziehungsgeld niederschlagen müßte? Ist es - frauenpolitische Lieblingsthese - die mangeln-

de Vereinbarkeit von Familie und Beruf? Die Unwilligkeit der Väter zum demokratisch geteilten Erziehungsauftrag?

Natürlich hat das politische Taktieren mit einem pekuniären Anreiz seinen Grund und seine Berechtigung, wenngleich einer finanziell ausgerichteten Erwägung hin zum Zweitkind eine gewisse Würdelosigkeit ja nicht abzusprechen ist. Das eben ist Reproduktionspolitik! Die Rechnung ist zu simpel, als daß man sie leugnen könnte: Aus Doppel- werden im Kinderfall zunächst Einzelverdiener, von der Alleinerziehenden-Riege ganz zu schweigen. Zusätzlich zu diesen sogenannten Opportunitätskosten können Kinder richtig teuer sein - schon gar, wenn der Sprößling etwas gelten soll im kindlichen Freundeskreis und späterhin in der Erwachsenenwelt: Einzelzimmer mit Lerncomputer ab dreieinhalb, Markenkleidung, Ballett- und Tennisunterricht, Zweitwagen für die Chauffeurin, Urlaub hin und wieder.

Armutsrisiko Kind, ein Schlagwort, dem in naher wie ferner Vergangenheit (da galten Kinder, gerade ökonomisch, als Zugewinn) eine Entsprechung fehlt. Nie waren Kinder so teuer wie heute. Dennoch müssen alle Vorschläge für ein Muttergehalt ins Leere laufen: Keine Entlohnung für die häusliche Arbeit

wäre hoch genug für eine markante Trendwende. Die Crux der pekuniären Verlockung wird nämlich deutlich, wenn wir ernst machen: Setzen wir einmal den »Knochenjob«, den eine wohlverstandene Hausfrauentätigkeit mit all ihren Anforderungen innerhalb einer 100-Stunden-Woche inklusive Nachtschichten bedeutet, mit dem von einigen Seiten geforderten Mütterlohn von zwei- bis dreitausend Euro monatlich in Beziehung: Heraus käme unterm Strich doch nur der Stundenlohn eines Hilfsarbeiters. Vor allem aber würde das Kind nach wie vor als Klotz am Bein wahrgenommen, und die Freiheit, nur mit der Arbeit, sich selbst und dem Tag beschäftigt zu sein, scheint finanziell nicht aufgewogen werden zu können.

Ähnliches gilt für familienpolitische Bestrebungen, die mit flexibler Teilzeit, Job- und Wickel-Sharing, Betriebskindergärten und Ganztagschulen dem Kindermangel begegnen wollen - dies alles wirkt bestenfalls konsolidierend. Das zeigen auch die vielzitierten und hochgelobten Beispiele Skandinavien und Frankreich, wo zudem die gerade eher emanzipationsresistenten Bevölkerungsteile für das Gros des Kindersegens sorgen. Im übrigen wird selbst der Einwanderungstrick nicht wirklich fruchten - auch

Migranten, so zeigt die Statistik, passen ihr Zeugungsverhalten rasch den herrschenden Verhältnissen an und gehören obendrein überwiegend nicht der gesellschaftsfähigen Schicht an, die für jedes Gemeinwesen unabdingbar ist.

Daß der Feminismus selbst Schuld trägt am beklagten Gebärstreik und weiblicher Identitätskrise, ist ein bekanntes konservatives Argument. Schließlich ist solcher Zusammenhang offensichtlich. Cora Stephan, helllichtige Publizistin und sicher nicht rechts von der Mitte einzuordnen, trifft mit ihrem Urteil den Kern, daß kein Projekt der Linken seit 68 so erfolgreich war wie die Frauenbewegung. Klar, die emanzipatorische Frauenbewegung ist's, die all dies brachte: Pille, »Mein Bauch gehört mir«, Karriere statt Kinder. Das schwerste Gewicht, das die Frau zu Boden ziehe, erklärte einst die feministische Pionierin Simone de Beauvoir, sei der Embryo, und solange es weder die perfekte Verhütung noch ein sanktionsfreies Recht auf Abtreibung gebe, bleibe die Frau Opfer ihrer biologischen Funktion und damit unmündig.

Der Feminismus, der die Normalfrau vielleicht nicht in seinen schrillsten Äußerungen, sondern in seinem Alltagsgesicht (wer ist schon ernsthaft gegen

Gleichberechtigung?) erreichte, ist also Auslöser der selbstgewollten Kinderarmut. Aber: Er ist gleichzeitig Reaktion auf die Austauschbarkeit von Mann und Frau am Arbeitsplatz und Konsequenz eines Lebens in einem Staat, der mittlerweile jeden Entwurf, auch den schrillsten und egoistischsten, abfedert.

So mag man die moderne Frauenemanzipation als Pendelausschlag sehen, der seinen Anlauf vor über 130 Jahren nahm, zur Zeit der industriellen Revolution. Die brachte mit sich, was als Degeneration der Männlichkeit gefaßt werden kann - das demokratisierte Bürgertum und seine Institutionen. Der Vater wurde aus dem häuslichen Umfeld entfernt, und nicht mehr das Bekenntnis zu einem Herrscher zählte, sondern die klägliche Abgabe der Stimme. Akademien, Ämter, Arbeit im Getriebe: Hier schon zerbrach die »heile Welt« mit Großfamilie, klar und einsichtig definierter Männlichkeit und Weiblichkeit; Lebensweisen, die kein stupider Zwang, sondern schlüssige Notwendigkeit waren und seit Menschengedenken quasi unverändert tradiert wurden.

Natürlich mangelte es im Gefolge der Industrialisierung nicht an Versuchen der Kompensation für die strukturell reduzierte Männlichkeit. Die neue Brüchigkeit der Geschlechterrollen fand ihren Nie-

derschlag bereits in den Gesellschaftsromanen des späten 19. Jahrhunderts, späterhin im brodelnden Aufbegehren der nachwachsenden Generation, der jungen Männer vor dem Ersten Weltkrieg und, fast analog dazu, der Frauen nach den Kriegs- und Trümmerjahren in der Mitte des Jahrhunderts. Der Film »Das Wunder von Bern« hat uns mustergültig vor Augen geführt, wie der ausgezehnte, abgekämpfte Spätheimkehrer ein Haus betrat, in dem die Frau längst das Heft in der Hand hatte. Aus dem Zwang, mit weiblicher Eisenhand zu regieren, war eine Selbstverständlichkeit geworden, in der der Platz des Mannes offensichtlich nicht mehr vakant war.

Arbeit in entfremdeten Zusammenhängen manifestierte sich schon vorher als neue Normalität. Der Mann als funktionierendes Teilchen in Fabrik und Dienstleistung, in Bankinstitut, Börse und Büro: Das alles kann auch ich, merkte frau und hatte ja recht damit. Warf Staubsauger und Waschmaschine an, kochte, wickelte, fütterte und stellte dabei fest, daß ihr Megaberuf (Erzieherin, Köchin, Krankenschwester, Psychologin, Chauffeurin undsoweiter, wie Mutterschaftsideologen zu betonen nicht müde werden) sie im Nebeneinander ständiger Unter- und Überforderung nicht wirklich erfüllte. Dem hatte der

Nachkriegsmann, der mit weichen Händen (Bürotätigkeit!) das Haushaltsgeld zuteilte und nicht nur durch seine Entfernung aus dem häuslichen Umfeld seinen Söhnen längst kein brauchbares Identitätsmuster zu liefern wußte, wahrlich wenig entgegenzusetzen.

Biologistische Hirnhälften- und Hormonpolitik hin oder her: die alten Arbeitsfelder des Mannes als Krieger und Bauer gab es spätestens in den Fünfzigern nicht mehr und auch den Grund nicht, warum Universität und Erwerbsarbeit nicht massenhaft den Frauen offenstehen sollten. Die menschliche Arbeitskraft als bloßes Rädchen im Getriebe brachte die Androgynitätsmaschinerie zum Laufen. Die Struktur der Notwendigkeiten wurde in einem wechselseitigen Prozeß aufgehoben, bis heute: So wertet der Kindermangel, der sich ja bereits jetzt in vielen Bereichen als Arbeitskräftemangel darstellt, gleichzeitig die berufstätige Frau auf. Wenn Kanzler Gerhard Schröder, wortgleich mit zahllosen Vor- und Nachbeterinnen bekannte, »wir« könnten es uns nicht leisten, die »ungeheure Begabung der Frau« im Werk-tätigenleben nicht zu nutzen, dann ist dies keine frauenbewegte Einsicht, sondern schlichtweg wirtschaftlicher Zwang.

Mittlerweile - die Alleinerziehendenpolitik, wiederum auf Zustände reagierend und sie zugleich befördernd, trägt dazu bei - brauchen Mann und Frau einander nicht mehr, um ihre jeweilige Existenz abzusichern. Im Zeitalter der *Patchwork-Familie* sind Kinder weder Kitt noch Verpflichtung und Auftrag, sondern nur noch jahrelanger Ballast und eine erziehungsmäßige Problemzone.

Es fehlt der triftige Grund, warum nicht die Frau so gut wie der Mann Daten archivieren, Seminare halten und in der Politik die Welt verändern sollte, während der Mann die ganz privaten Betreuungs- und Fahrdienste ausübt. Bleibt nur eines zu erledigen: die Biologie - so oder so, Verzicht auf den Mann oder auf Kinder. Das eine ist die Vision, der uralte Feministen-Traum von der Parthenogenese, der »lungfrauengeburt«. Jener Bildzeitungs-Titel: »Gen-Forscher schaffen den Vater ab«, oder die Prophezeiung des »Trendforschers« Mathias Horx von der Entbehrlichkeit des Mannes in allen Bereichen mögen sich erst in ferner Zukunft bewahrheiten. Allerdings boomen sowohl das Genre des männermordenden »Frauenkrimis« als auch die gut funktionierenden sogenannten »Fertilitätscluster« kinderwünschender Lesbenpärchen (Leihsperma per vaginaler

Injektion) seit jahren. Schließlich seien, so klärt uns das bundesministerielle »Familienhandbuch« auf, Lesbenmütter heterosexuellen Paarungen gegenüber qualitativ mindestens gleichwertig, wenn nicht im Vorteil!

Das andere ist die bewußte Ablehnung der Mutterschaft. Zu gebären ist eine natürliche Bestimmung der Frau. Allein diesen nicht neuen Satz zu Papier zu bringen, kostet Kraft, dutzendfache Selbsthinterfragung und ein Aufatmen über die Möglichkeit, per unbestimmtem Artikel zu differenzieren: Mutterschaft ist *ein* Weg der Selbstverwirklichung unter vielen anderen, die oft verlockender erscheinen.

Ein gewöhnlicher Vorgang ist es längst nicht mehr, im Westen, das Gebären. Es ist ein exklusives Ereignis, ein *privates event* von europaweit pro Frau durchschnittlich anderthalbmaler Häufigkeit. Es droht womöglich verlernt zu werden, schaut man auf den gewaltigen Anstieg von narkotisierten Schnittgeburten, die sich heutzutage fast allerorten buchen und planen lassen. Brachten vor drei Jahrzehnten noch über 90 Prozent aller Frauen ihre Kinder aus eigener Kraft zur Welt und wurden Kaiserschnitte nur in begründeten Notlagen durchgeführt, wird heute bald 25 Prozent der Schwangeren unter

Narkose der Säugling entnommen. In den USA findet bereits jede dritte Entbindung als Operation statt. Das Kind, derart planmäßig und technologisch aufwendig in die Welt gesetzt, ist Statussymbol geworden, welches man sich einfach, vielleicht zweifach, leistet. Mutter und Vater sind dabei weitgehend eins geworden bei gleichzeitiger Liquidierung dessen, was einst Mütterlichkeit und Väterlichkeit meinten.

Genuin »männliche« oder »weibliche« Eigenschaften verkörpern in der Informationsgesellschaft keinen Wert mehr. Dem Mann und seinem Agieren als solcher ist die Selbstverständlichkeit genommen. Die Männerrolle, so Dietrich Schwanitz, sei ausschließlich sexuell noch wahrnehmbar. Männer, das bemerkte Otto Weininger hundert Jahre vor der umfassenden *Gender-Mainstreaming-Ideologie*, sind »heute nahe dran, sich der weiblichen Wertung ihrer selbst zu fügen«.

Es ist eine späte Konsequenz der Postmoderne, Männlichkeit und Weiblichkeit mit Michel Foucault als »historische Geschlechtskrankheiten«, als längst obsolet gewordene Kategorien zu bezeichnen. Im heutigen feministischen Diskurs, der, vertreten durch ideologische Wissenschaftler wie die amerikanische Rhetorikprofessorin Judith Butler, durchaus akade-

misch geführt wird, wird der Sinn der Zweigeschlechtlichkeit, ja überhaupt die Existenz eines binären Systems geschlechtlicher Identität, schlichtweg geleugnet. Mithin lehnt die Soziologie ein Kriterium »Geschlecht« selbstredend als altbacken ab, unterscheidet vielmehr in, amerikanisch, *sex* (was die biologisch-anatomische Ausstattung eines Menschen meint) und *gender* (die soziale, kulturell erworbene Rolle und damit eine variable Größe). Das ist kein Begriffsgeklapper, sondern eine längst durchgesetzte Sichtweise, betrachtet man etwa betreffende Arbeitsfelder nicht nur von Politik und Gemeinschaftskunde, sondern auch etwa der Linguistik, Pädagogik und Psychologie. So hat eine ursprünglich radikalfeministische These den Ruch des Subversiven verloren und ist gleichsam unter der Hand interdisziplinär geworden. Männlichkeit wie Weiblichkeit gelten, soweit überhaupt klassifizierbar, als im kulturellen Kontext erworbene Verhaltensnormen.

Der große Ansturm aufs Silikon, der seinen Höhepunkt längst nicht erreicht hat, und die plakativen Weibchen-Attribute, von denen der immer mal wieder aktuelle *Girlye*-Trend zehrt, sind Ausweichmanöver, die von der immer populärer werdenden

Androgynitätsmaschinerie nicht ablenken dürfen. Uni-Sex ist in, nichts cooler als ein Mädels im Blau-mann; Männer riechen nach Parfüm und gründen Krabbelgruppen, Lesben werden Mütter, schwule Schlagersänger - Sympathieträger der Rentnergeneration - adoptieren Kinder, und in bürgerlichem Gewand propagiert auch die Techniker Krankenkasse in ihrer Fitneß-Broschüre »Lustvoll arbeiten« den geschlechtlich neutralisierten Menschen: »Androgynes Verhalten und Erscheinungsbild«, so der ernste Ratschlag, »sind bei beiden Geschlechtern heute die beste Voraussetzung für Erfolg und Gesundheit.«

Das ist Leben im Künstlichen. Es fügt sich nahtlos und zwangsläufig ein in die Welt des Scheinbaren, der Virtualität. Von der großen Lüge zum nur halb ironisch gebrochenen *Hype*, mit globaler PR-Maschinerie letztlich zum Entwurf der identitätsfreien *role models* der Gegenwart und Zukunft. Das Unnatürliche als Wünschenswertes: Das beginnt mit den Chemieblondsträhnen und einstigen Kunstlocken im Haar einer Alice Schwarzer und endet nicht mit den Blähbrüsten auf BILD-Titeln. Das Künstliche ist längst Struktur geworden, Lebensumfeld, Eckpfeiler des Alltags. Beschleiß als Futter für eine Zeit und Menschen, die sich in der Unwahrheit einrichten, virtu-

eile Kunstprodukte wie Lara Croft oder höchstreele Lifestyle-Idole wie Bill Kaulitz (Tokio Hotel) oder Madonna als virtuos-androgyne Übermenschen verbrämen: Geschlechtsmerkmale werden hier nicht nivelliert, sondern statt dessen männliche und weibliche Attribute in einer Person auf die Spitze getrieben. Die gute alte, dabei ewigjunge Lara Croft ist scharf für den Männergeschmack und gleichzeitig okay (Amazonen! Kämpferisch! Unerbittlich!) für die Feministin; Zwitterwesen aus aktuellen *Boy groups* besorgen das übrige. Der schöne neue Mensch als Ende der Kette. Die Auflösung der Geschlechter ist nicht mehr nur Programm exaltierter Theoretiker und Designer kultiger Comicfiguren, sie ist alltäglich im Gange.

Aber: was ist schon »natürlich«? Und kann »historisch Gewachsenes« sich nicht ebensogut zu neuer Gültigkeit verformen und sei es durch radikalen Bruch, durch Implosion? Das wäre eben der unvermeidliche Tribut des elektronischen, des Medien- und Machbarkeitszeitalters, in dem Entwicklungen rasen und Manipulationen Regel sind. Und: Was ist gut, was erhaltenswert oder rekonstruierbar, was wünschens-, was lebenswert? Ist es die außen heile Kleinfamilie der fünfziger Jahre mit ihren klaren Regelungen: festgelegt vom alljährlichen Urlaub in

Oberstaufen und dem nächsten Maniküretermin bis hin zum samstagsabendlichen Geschlechtsverkehr?

Wo scharf umrissene männliche Tätigkeitsfelder wegfallen, der Mann als identitätserschütterter Rest agiert, werden Schwangerschaft und Geburt als absolut und exklusiv weibliche Aufgaben zu beinahe anachronistischen Sonderleistungen. Wem sollten Frauen denn heute Kindergebären? Dem geschlechtsdemokratischen Geldverdiener und Wochenendpapa? Dem domestizierten Hausmann? Dem egoistischen Selbstdarsteller mit Muskeln aus Studioproduktion? Dem Rentensystem der Bundesrepublik Deutschland? Einem Generationenvertrag, der nicht mal als theoretisches Konstrukt mehr greift? Das Kind ist heute nur eine der ungezählten Stufen auf dem Weg zur individuellen Selbstverwirklichung.

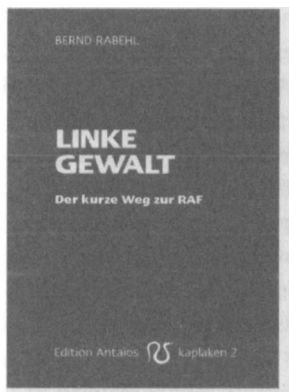
Daher kommt auch das Gewese um die zu erbringende Betreuungsleistung, das im geschlechterdemokratischen Elterngeld seinen Ausdruck findet. Gerade jüngst durfte sich die buchschreibende Rollentauscherin Svenja Hofert (*Papa ist die beste Mama*, 2007) im Deutschlandfunk (Tollpatsch-Titel: »Papa allein zu Haus«) nicht nur einer penetranten dauergrinsenden Moderatorin sicher sein, sondern auch durchgängigen Zuspruchs aus der Hörerschaft, als

die Powerfrau ihr Erfolgsrezept beschrieb: einen bestens erzogenen Gatten, der nicht nur Kuchen backt und das Kind in die »Einrichtung« begleitet, sondern dortselbst auch im überkommenen mütterlichen Sinne »engagiert« ist. Mitbasteln und -häkeln sind an der Tagesordnung, und es fehlt augenscheinlich jeder vernünftige Grund, warum man sich zu schade dazu sein sollte.

In der Tat: Warum eigentlich sollte der moderne Mann ohne Eigenschaften sich nicht als leidenschaftlicher Pflegevater wiederfinden? »Unnatürlichkeit« taugt nicht zur Beweisführung in einer naturfernen Welt des allseits Verhandelbaren. Selbst das erotische Argument verfängt nicht ganz. In Ballungsräumen sind es ja gerade die Berufsgruppen mit tendenziellem Sexy-Faktor, die spielenderweise mit ihrem Nachwuchs die Straßen und Plätze bevölkern: Werbetypen, Kunstschaffende und sonstige Freiberufler bilden die Mehrheit unter den Neuen Vätern. Also: Dürfen wir uns nicht endlich in dem Vorgefundenen einrichten? Unsere Anstrengungen darauf abstellen, aus den 1,3 Kindern pro Paar eben das bestmögliche zu machen, sprich, die häuslichen leeren Plätze von Mutter und Vater mit amtlich qualifizierter staatlicher Hoheit füllen?

Nein, wir dürfen uns eben diese schöne neue Welt nicht gefallen lassen. Werfen wir doch bitte einen Blick in die überfüllten Sprechzimmer der Psycho-, Logo- und Ergotherapeuten, ins schwarze Loch des Fernsehprogramms mit seiner Freizeitsimulation, seiner Rollenpropaganda und schlecht ausgefüllten Erziehungshilfe, in Schulbücher (eine Stilblütensammlung derer Propagandadelikte wäre ein Desiderat), in Klassenzimmer, die derzeit als Ganztagsaufenthaltsräume aufbereitet werden sollen: Wir dürfen das konservative Argument des diskutablen »Unnatürlichen« gern hintanstellen und brauchen den Teufel gar nicht erst an die Wand zu malen. Da steht er nämlich längst, ungefähr in Gestalt jener Hexe, wie sie in modernen Inszenierungen der »Hansel und Gretel«-Kinderoper dargestellt wird: Als verlockendes, doch unheiliges Mischwesen, als bärtiger Paradiesvogel mit umgeschnallten Fleischbrüsten. Diese vater- und mutterlose Welt hinterläßt Kranke und Gestörte. Deren Schoß wiederum wird von zweifelhafter Fruchtbarkeit sein.

Kaplaken 2



Bernd Rabehl

Linke Gewalt

Der kurze Weg zur RAF

79 Seiten, Pappband, 8,50 Euro

ISBN 978-3-935063-72-2

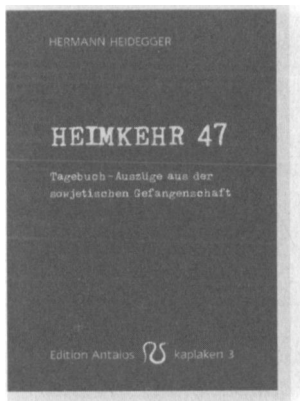


Edition Antaios

Rittergut Schnellroda, 06268 Albersroda

www.antaos.de

Kaplaken 3



Hermann Heidegger

Heimkehr 47

**Tagebuch-Auszüge aus
der sowjetischen Gefangenschaft**

96 Seiten, Pappband, 8,50 Euro

ISBN 978-3-935063-73-9

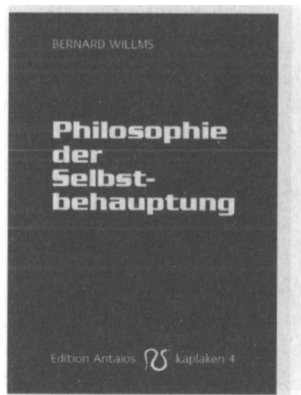


Edition Antaios

Rittergut Schnellroda, 06268 Albersroda

www.antaio.de

Kaplaken 4



Bernard Willms

Philosophie der Selbstbehauptung

80 Seiten, Pappband, 8,50 Euro

ISBN 978-3-935063-74-6

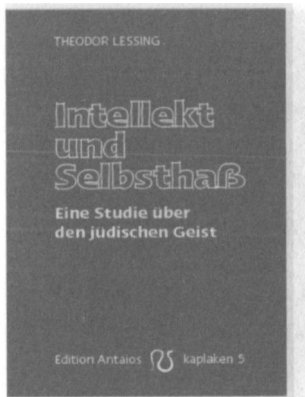


Edition Antaios

Rittergut Schnellroda, 06268 Albersroda

www.antaio.de

Kaplaken 5



Theodor Lessing

Intellekt und Selbsthaß

Eine Studie über den jüdischen Geist

64 Seiten, Pappband, 8,00 Euro

ISBN 978-3-935063-75-3

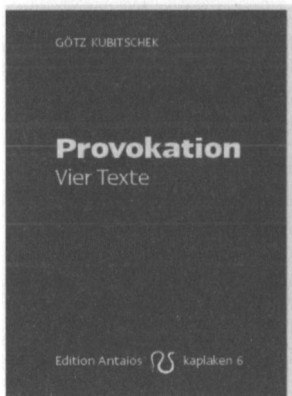


Edition Antaios

Rittergut Schnellroda, 06268 Albersroda

www.antaio.de

Kaplaken 6



Götz Kubitschek

Provokation

Vier Texte

77 Seiten, Pappband, 8,00 Euro

ISBN 978-3-935063-76-0



Edition Antaios

Rittergut Schnellroda, 06268 Albersroda

www.antaio.de

Kaplaken 8



Eugen Gottlob Winkler

Ernst Jünger und das Unheil des Denkens

64 Seiten, Pappband, 8,00 Euro

ISBN 978-3-935063-78-4



Edition Antaios

Rittergut Schnellroda, 06268 Albersroda

www.antaos.de

Kaplaken 9



Thorsten Hinz

Zurüstung zum Bürgerkrieg

64 Seiten, Pappband, 8,00 Euro

ISBN 978-3-935063-79-1



Edition Antaios

Rittergut Schnellroda, 06268 Albersroda

www.antaio.de

ISBN 978-3-935063-77-7